

Autor: MARTINA SCHERF

Seite: 40

Ressort: Leute

¹ von PMG gewichtet 04/2021² von PMG gewichtet 07/2020

Mediengattung: Tageszeitung

Auflage: 165.132 (gedruckt) ¹ 179.289 (verkauft) ¹
183.262 (verbreitet) ¹Reichweite: 0,707 (in Mio.) ²

„Sie sind uns näher als wir denken“

Warum verhätschelt der Mensch den Hund, schaut aber weg, wenn Schweine im Schlachthof gequält werden und Affen im Labor sterben? Die Münchner Philosophiedozentin Mara-Daria Cojocaru untersucht die Gefühle im Umgang mit Tieren. Wir könnten viel von ihnen lernen, sagt sie

INTERVIEW: MARTINA SCHERF

Der Mensch trägt Verantwortung für das Tier „als Mitgeschöpf“ – so steht es im Tierschutzgesetz. Trotzdem ist sein Verhalten höchst widersprüchlich: Welpen werden verhätschelt, Küken am Fließband geschreddert. Dieser Widerspruch beschäftigt Mara-Daria Cojocaru, Dozentin an der Hochschule für Philosophie in München, schon lange. Sie befasst sich mit Tierethik, einem Fach, das international an Bedeutung gewinnt. In ihrem Buch „Menschen und andere Tiere: Plädoyer für eine leidenschaftliche Ethik“ behandelt sie das Verhältnis von Vernunft und Emotion im Umgang mit Tieren. Cojocaru lebt vegan, mit ihrem Lebensgefährten und drei Hunden aus dem Tierheim. Aus London meldet sie sich per Zoom.

Paragraf 1 des deutschen Tierschutzgesetzes sagt: „Niemand darf einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen.“ Trotzdem werden Millionen von Hühnern, Schweinen und Rindern in qualvoller Enge gehalten und sterben oft einen grausamen Tod. Wie lässt sich das erklären?

Die Nutzung von Tieren war die Voraussetzung dafür, dass sich unsere Gesellschaften so entwickelten, wie sie heute funktionieren. Das dabei entstehende Leid haben Menschen schon immer verdrängt. Punktuell regt sich Mitgefühl. Wir wissen, dass wir solche Zustände nicht wollen sollten. Aber der Mensch ist darin geübt, mit Schuld zu leben. Das gilt im Übrigen auch für menschliche Beziehungen. Mich interessieren die Emotionen, die hier eine Rolle spielen. Und die sind nicht so eindeutig.

Liegt die Verdrängung auch daran, dass man an seine eigene dunkle Seite erinnert würde, stellte man sich der

Wahrheit?

Ja. Es wird wohl niemand von sich behaupten: Ich esse gerne Fleisch aus solcher Tierhaltung. Manche sagen dann: Ich esse nur bio – und verdrängen, dass der Schlachtvorgang in aller Regel der gleiche ist. Aber selbst wer nur Tiere isst, die am Bauernhof geschlachtet wurden, muss sich eingestehen: Ein Tier musste sterben für meinen Genuss. Das sind Aspekte der eigenen Person, die man nicht gerne zugibt. Deshalb blendet man sie aus.

Menschen, die im Schlachthof arbeiten, muss das besonders herausfordern.

Manche kündigen deshalb den Job. Es gibt Studierende der Tiermedizin, die ihr Studium abbrechen, wenn sie sehen, wie es in den Ställen zugeht, und Ärzte, die aus dem System aussteigen. Emotionen spielen im Umgang mit Tieren immer eine Rolle. Sei es, dass Menschen Mitleid empfinden, sich empören, sich schuldig fühlen; sei es, dass sie sich schämen, sich über Belehrungen ärgern oder ihre eigene Rolle schön reden.

Sie sprechen konsequent von „Menschen und anderen Tieren“. Aber auch viele Tiere sind Fleischfresser. Der Raubvogel zerfetzt den Singvogel. Die Katze frisst die Maus. Der Löwe reißt das Gnu.

Wenn ich sage „Menschen sind Tiere“, unterstelle ich nicht gleichzeitig einen simplen Brutalismus nach dem Motto: „In uns gibt es dieses Raubtier, das genauso sein Recht hat wie der Löwe“. Der Mensch hat die Fähigkeit zur Moral. Sie befähigt ihn, Gewohnheiten und Entscheidungen zu überdenken. Man könnte ja auch sagen: Es liegt in der Natur des Menschen, Kriege zu führen. Trotzdem ächten wir den Krieg.

Wenn man aber wenig Fleisch isst, wie das in früheren Generationen der

Fall war, von Tieren, die artgerecht gehalten und schonend getötet wurden – was ist dagegen einzuwenden?

Im Tierschutzgesetz steht: Man darf Tieren kein Leid zufügen „ohne vernünftigen Grund“. Aber ist die Aussage: „Weil es mir schmeckt“ ein vernünftiger Grund? Ich denke nicht. Zumal es immer mehr Ersatzprodukte gibt, mit besserer Ökobilanz, und auch die Forschung an künstlich erzeugtem Fleisch schreitet voran. Das könnte ein Szenario sein: Weg von der Massentierhaltung hin zu wenigen Produzenten, deren Tiere die Landschaft pflegen und gelegentlich Zellen für die Fleischproduktion spenden.

Sie sind Veganerin und werden dafür immer wieder auch angefeindet. Warum ist die Debatte so moralisch aufgeladen?

Es ändert sich manches. Aber als Studentin lebte ich mal in einer WG und habe dort mein eigenes Essen gegessen – ohne Kommentare. Beim Auszug sagte mir mein Mitbewohner, jetzt könne er endlich wieder ohne schlechtes Gewissen Fleisch essen. Als Veganerin ist man schnell ein wandelndes Skandalon. Der Lebensstil wird zur Identitätsfrage stilisiert. Auf der anderen Seite gibt es einen pseudotoleranten Diskurs: Jedem Tierchen sein Pläsierchen – und bitte keine Diskussion, die wehtun könnte. Wir haben verlernt, uns über wichtige Dinge vernünftig zu verständigen und leidenschaftlich zu streiten, ohne uns immer gleich Moralismus vorzuwerfen. Das gilt auch für andere gesellschaftliche Fragen wie etwa die Klimadebatte.

Sie waren als Tierethikerin Mitglied einer Kommission, die für die Regierung von Oberbayern Anträge zur Verwendung von Labortieren prüft. Die Erfahrung war ernüchternd,

schreiben Sie im Buch.

Schon bei der Vereidigung wurde mir ein Verschwiegenheitsgelübde abgenommen und erklärt, dies sei keine „Tierethikkommission“. Obwohl in der zugehörigen Verordnung gerade steht: Alle, die Versuchsvorhaben planen, durchführen oder für sie töten, müssen ethisches Wissen haben, zum Beispiel, dass Leben intrinsisch wertvoll ist. Dann ging es um adäquate Tötungsmethoden: vergasen oder Genick brechen? Wer Zweifel äußerte, erhielt zur Antwort: Überlegen Sie mal, wie gut es so ein Versuchsschwein im Vergleich zu dem in der Mast hat! Als ein Versuchsleiter einbestellt und befragt wurde, ob man wirklich ein Dutzend Schweine töten muss, um diese Krankheit zu erforschen, stellte sich heraus: Man kann es auch am Menschen erforschen. Der Versuch wurde trotzdem genehmigt.

Sie schildern im Buch, dass in der Kommission häufig gelacht worden sei. Ist das eine Art Abwehrstrategie?

Es ist interessant, wie Menschen in Situationen, in denen sie moralisch relevante Entscheidungen treffen müssen, mit ihren Gefühlen umgehen. In der Tat hatte ich den Eindruck, dieses Lachen sei eine Kompensation. Um das, worüber nicht gesprochen werden kann, doch noch irgendwie zu artikulieren. Es ist auch Ausdruck der Hilflosigkeit. Im Wissenschaftsbetrieb gilt das Gleiche wie in der Agrarindustrie: Wer nach Alternativen sucht, hat nicht die gleiche Rückendeckung von der Politik, bekommt nicht so viel Geld, nicht so viel Gehör. Ich mache keinem einzelnen Wissenschaftler einen Vorwurf. Kleinen Verbesserungen, da ein Schmerzmittel, dort eine kleinere Kanüle, sind gut gemeint. Doch sie ändern nichts an der Trägheit des Systems.

Für Sie als Philosophin gehört der Zweifel zu Ihrem wissenschaftlichen Werkzeug.

Er ist die Voraussetzung, um überhaupt die richtigen Fragen zu stellen. Auch braucht es eine Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Ideen, aber auch für Emotionen von anderen. Das wenigstens zu akzeptieren und in den verantwortlichen Institutionen zu thematisieren, wäre zentral, um moralischen Fortschritt zu befördern. Es auszublenden, verhindert kreative Lösungen. Die gibt

es aber häufig.

Neuere Forschungen belegen, dass auch Tiere zu differenzierten Gefühlen fähig sind. Was unterscheidet uns?

Weniger als man bisher annahm. Ein Schimpanse drückt Trauer aus, wenn er den Leichnam einer Artgenossin bewacht und vor neugierigen Jungtieren abschirmt. Er kümmert sich zudem um die Gemeinschaft, indem er nur einem Tier, nämlich dem Bruder der Verstorbenen, Zutritt gewährt. Jemanden anderen trauern zu lassen ist ein zutiefst sozialer Akt. Ähnliches kann man auch bei Hunden oder Elefanten beobachten. Aber auch Neid, Rache oder eine Art Betrug kommen in der Tierwelt vor. Und viele Tiere haben ein Regelbewusstsein, wenn etwas das Wohl der Gemeinschaft verletzt.

Auch das zweckfreie Spiel, das nach Schiller den Menschen erst zum Menschen macht, ist bei Tieren zu beobachten.

Genau. Und es geht dabei nicht um Anthropomorphismus, also das Übertragen menschlicher Eigenschaften auf Tiere. Umgekehrt wird ein Schuh draus: Weil wir Tiere sind, haben wir diese Gefühle.

Wer also Tiere schlecht behandelt, dem fehlt auch soziale Kompetenz fürs Menschsein. Könnte man diesen Schluss ziehen?

Durchaus. Darwin sagt, die Humanität sei auf ihrem Höhepunkt angelangt, wenn der Mensch auch die anderen Tiere moralisch berücksichtige. Bei sozial organisierten Tieren könnten wir einiges lernen. Ich will das nicht romantisieren. Meine Hunde haben durchaus eigene Interessen und versuchen, die durchzusetzen. Aber ständig systematisch andere zu übervorteilen, das scheint genuin menschlich. Es wird dem Menschen aber auch einiges an Sozialkompetenz abtrainiert durch die Kultur.

Wie meinen Sie das?

Individualismus, Neoliberalismus, Homo oeconomicus, das sind moderne gesellschaftliche Konzepte, die nicht immer das Beste im Menschen hervorbringen. Das Verhältnis von Menschen und anderen Tieren wird in der Philosophie seit je her diskutiert. Der Mensch ist ein Zoon politikon, ein gemeinschaftsorientiertes Lebewesen, sagt Aristoteles, und erklärt, dass es von allen

Tierarten, von denen es die domestizierte Form gibt, immer auch eine wilde Form gibt – er nimmt den Menschen explizit nicht aus. Im Englischen unterscheidet man „animal“, da steckt anima, die Seele drin, von „beast“. Bestien im deutschen Wortsinn gibt es in der Natur aber gar nicht. Das einzige Tier, das mit grenzenloser Grausamkeit zur Bestie werden kann, ist der Mensch. Aber genauso wenig wie es *den* Menschen gibt, gibt es *das* Tier. Und mit manchen Tieren versteht man sich besser als mit manchen Menschen.

Die Corona-Pandemie warf Zweifel am Umgang mit Tieren auf. Angefangen von den Arbeitsbedingungen in Schlachthöfen bis zum Run auf Lock-down-Hunde.

Anfangs dachte ich: Jetzt ist die Gelegenheit, unsere Praktiken zu überdenken. Aber man sah schnell: Das passiert nicht. Trotz der katastrophalen Zustände in den Schlachthöfen gab es bald Ausgleichszahlungen an Tönnies. Tierversuche waren fraglos erste Wahl bei der Suche nach einem Impfstoff. Der Handel mit Hundewelpen war bizarr – und jetzt füllen sich die Tierheime schon wieder. Dann glaubte man Märchen von Delfinen in den Kanälen von Venedig. Das erinnert mich an die Finanzkrise. Da dachte man auch: Wir schlauen Wesen mit unseren Institutionen von Wissenschaft und Politik sind in der Lage, das offensichtlich krisenhafte System zu verbessern. Passiert ist wenig.

Braucht es noch mehr Bilder, noch mehr öffentliches Bewusstsein?

Das Bewusstsein, dass wir noch nicht einmal den im Gesetz formulierten Minimalkonsens einhalten, ist da. Der Druck wächst. Wir dürften einfach nicht länger akzeptieren, dass die Verantwortung immer zuerst beim „tugendhaften Konsumenten“ abgeladen wird, der beim Einkaufen alle Probleme der Welt zu lösen hat, von Kinderarbeit über Tierleid bis zum Klimawandel.

Ein vernünftiger Grund, ein Tier leiden zu lassen? „Weil es mir schmeckt“

„Der Handel mit Welpen war bizarr – und jetzt füllen sich die Tierheime wieder.“

Abbildung:

Was unterscheidet Tiere und Menschen? „Weniger als man bisher annahm“, sagt Mara-Daria Cojocaru. Stirbt ein Affe, schirmen seine Artgenossen ihn vor neugierigen Blicken ab. Foto: Florian Peljak

Abbildung: Mara-Daria Cojocaru, 40, ist Dozentin an der Hochschule für Philosophie in München. Als Lyrikerin hat sie schon viel beachtete Gedichte veröffentlicht. Foto: oh

Wörter: 1642

Urheberinformation: DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München